

HENRY

Hydraulic Engineering Repository

Ein Service der Bundesanstalt für Wasserbau

Article, Published Version

Schiller, Lars

Von Tiefe keine Spur - Henning Mankells Roman »Tiefe« mit einem Hydrographen als Hauptfigur

Hydrographische Nachrichten

Verfügbar unter/Available at: <https://hdl.handle.net/20.500.11970/108163>

Vorgeschlagene Zitierweise/Suggested citation:

Schiller, Lars (2009): Von Tiefe keine Spur - Henning Mankells Roman »Tiefe« mit einem Hydrographen als Hauptfigur. In: Hydrographische Nachrichten 84. Rostock: Deutsche Hydrographische Gesellschaft e.V.. S. 47-52.

https://www.dhyg.de/images/hn_ausgaben/HN084.pdf.

Standardnutzungsbedingungen/Terms of Use:

Die Dokumente in HENRY stehen unter der Creative Commons Lizenz CC BY 4.0, sofern keine abweichenden Nutzungsbedingungen getroffen wurden. Damit ist sowohl die kommerzielle Nutzung als auch das Teilen, die Weiterbearbeitung und Speicherung erlaubt. Das Verwenden und das Bearbeiten stehen unter der Bedingung der Namensnennung. Im Einzelfall kann eine restriktivere Lizenz gelten; dann gelten abweichend von den obigen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Documents in HENRY are made available under the Creative Commons License CC BY 4.0, if no other license is applicable. Under CC BY 4.0 commercial use and sharing, remixing, transforming, and building upon the material of the work is permitted. In some cases a different, more restrictive license may apply; if applicable the terms of the restrictive license will be binding.



Von Tiefe keine Spur

Henning Mankells Roman *Tiefe* mit einem Hydrographen als Hauptfigur

Eine Rezension von *Lars Schiller*

Hydrographie in der Belletristik: Nur selten findet die Hydrographie Einzug in literarische Werke. Und wenn es einmal geschieht, dann ist meist nur pauschal von der Vermessung der Meere die Rede oder es wird ein Lot erwähnt. Henning Mankell jedoch

widmet einen ganzen Roman dem Umfeld und dem Leben eines Seevermessungsingenieurs. In *Tiefe* lässt er einen Hydrographen aufleben und später wieder ableben. – Eine Buchbesprechung, die die Grenzen der Objektivität überschreitet und persönlich wird ...

Tiefe | Seevermessungsingenieur | Lot | Literatur | Buchbesprechung

Vorrede

Literaturerfahrung ist etwas Subjektives. Auch wenn alle Leser eines Werks die gleichen Buchstaben in der gleichen Reihenfolge lesen, so bewirken diese zu Worten, Sätzen und Kapiteln gereihten Buchstaben bei den einzelnen Lesern doch Unterschiedliches. Während dem einen Leser ein Buch zusagt, sagt es dem anderen Leser kaum etwas. Die Wirkung des Gelesenen auf den Einzelnen wird nicht nur durch seine Lesekompetenz bestimmt, sondern vor allem durch seine Erfahrung. Eigene Erlebnisse, aber auch erzählte und gelesene Geschichten beeinflussen den Leser. So kommt es, dass ein und dasselbe Buch, zu unterschiedlichen Zeiten gelesen, beim Leser unterschiedliche Reaktionen hervorruft. Das Buch, das einer heute liest, würde er morgen ganz anders verstehen. Deshalb gibt es für viele Bücher im Leben oftmals auch nur einen begrenzten guten Zeitraum, sie zu lesen. Die Zeit für ein Buch muss reif sein. Nicht alle Bücher kann man sofort mit Genuss lesen. Es ist keine Schande, sie dann wegzulegen, um später wieder nach ihnen zu greifen. (Diesem Umstand übrigens verdanken Bibliotheken, auch Privatbibliotheken ihre Existenz.) Auch der Autor konnte sein Werk nur zu diesem einen Zeitpunkt so vollenden; zehn Jahre früher oder zehn Jahre später hätte er ein anderes Buch geschrieben.

Aus diesen Gründen muss auch eine Rezension subjektiv bleiben. Zwar sind Rezensenten meist um einen objektiven Tonfall bemüht, schließlich wollen sie ihre Kritik als allgemein gültig verstanden wissen, und doch fällt ihr Urteil subjektiv aus. Die vermeintliche Objektivität ist bestenfalls eine professionelle Subjektivität. Dennoch wird jeder Rezensent behaupten, zu einem unabhängigen Urteil gekommen zu sein. Eine objektive Literaturkritik ist daher nur theoretisch möglich – nämlich als Summe aller subjektiven Kritiken. Weil aber die Lektüre jeder Kritik Auswirkungen auf das Verständnis eines literarischen Texts hat, kann es eine letztgültige objektive Kritik nicht geben – es sei denn, diese letzte Kritik bliebe ungelesen. Aus diesem Grund kann es auch keine Unterscheidung zwischen wahrer und falscher Kritik geben; wahr, also wahrhaftig ist ohnehin jede Kritik; ob sie angebracht ist, ist eine andere Frage.

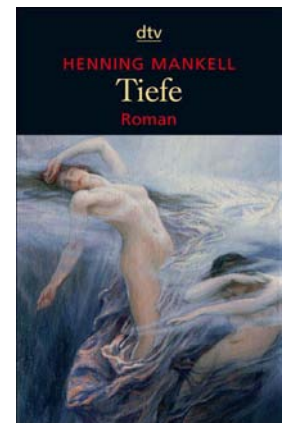
Diese Vorrede, die mit dem zu besprechenden Buch noch gar nichts zu tun hat, gilt mir als Recht-

fertigung meiner Vorgehensweise und meines Urteils. Es ist in Buchbesprechungen durchaus nicht üblich, dass der Rezensent sich als subjektive Stimme zu Wort meldet, anstatt seine Kritik hinter objektiven Sätzen zu verbergen. In diesem Fall, bei diesem Buch – *Tiefe* von Henning Mankell – will ich es aber einmal tun. Ich will, ja ich muss es tun, um mein harsches Urteil zu diesem Buch vertreten zu können. Und vertreten muss ich mein Urteil wohl, weil meine negative Stimme einsam einem ganzen Chor positiver Stimmen gegenübersteht.

Kurzum: Ich war während und nach der Lektüre von *Tiefe* maßlos enttäuscht. Es ist das schlechteste Buch, das ich in den letzten Jahren gelesen habe. Über kein Buch könnte ich mich mehr aufregen.

Das sah vor der Lektüre noch ganz anders aus. Nie habe ich mich im Vorwege mehr auf ein Buch gefreut. Schließlich wusste ich, dass ein Hydrograph, hier konsequent Seevermessungsingenieur genannt, darin die Hauptrolle spielt. Kein Buch wollte ich sehnlicher in meinem Besitz wissen, um es endlich aufschlagen zu können. Nun ist der Stapel der wartenden Bücher nicht gerade klein und die Liste der noch zu erwerbenden Bücher wird wöchentlich ergänzt. So kam es, dass die Vorfrende auf dieses Buch etwas mehr als ein halbes Jahr währte.

In diesem halben Jahr war ich mehrmals in Buchhandlungen, doch in keinem Geschäft stand *Tiefe* im Regal. Nach diesen kleinen Enttäuschungen rief ich mir immer wieder in Erinnerung, dass die Zeit für ein Buch – und eben auch für dieses Buch – erst kommen müsse. Die Besuche in den Buchläden waren aber nie umsonst, Trost fand ich in anderen Büchern. Skeptisch aber wurde ich mit der Zeit doch. Die Regale waren voll mit Werken von Henning Mankell. Vor allem die bekannten Wallander-Krimis nahmen den Platz ein. Doch von *Tiefe* keine Spur. Was war bloß der Grund dafür? Verkauft sich das 2004 auf Schwedisch erschienene und ein Jahr später ins Deutsche übersetzte Buch so schlecht? Nun muss ich gestehen, dass ich kein Kenner von Mankells Werk bin. *Tiefe* sollte meine erste Begegnung mit einem Buch von diesem Autor werden. Abgesehen von wenigen Essays zum Elend in Afrika, die Mankell als gesellschaftlich engagierten Schriftsteller auszeichnen, kannte ich nichts von dem Schweden. Skeptisch wurde ich erneut, als ich in einer hymnischen Buchbesprechung,



Henning Mankell:
Tiefe; 368 S., DTV, München
2005, 9,95 €



der Autobiographie eines anderen schwedischen Autors, Per Olov Enquist, las, dass dieser der »vielleicht bedeutendste Schriftsteller Schwedens« sei, wobei dieses »vielleicht« eine Verbeugung sei »vor den anderen großen Autoren Schwedens, gegenüber Lars Gustafsson oder Kerstin Ekman oder dem großen Lyriker Tomas Tranströmer« (Susanne Mayer in der *Zeit* vom 12. März 2009). Kein Wort von Henning Mankell, der zwar der gegenwärtig auflagenstärkste schwedische Autor sein dürfte, der aber von der Literaturkritik nicht in den Kreis der Literaten aufgenommen wird. Hohe Auflagen allein sind eben noch kein Garant für anspruchsvolle Literatur.

Die Handlung

Endlich hielt ich das Buch eines Tages in Händen. Bezeichnenderweise habe ich das Exemplar in einem Bahnhofskiosk auftreiben können, wo es gleich zwölffach im Regal stand. Und tatsächlich ist es ein Buch für den Zug. Auch ist es in einem Zug durchzulesen, wie andere Leser lobend erwähnen (mankell.de, Abruf vom 1. Mai 2009), wobei ich mich natürlich frage, welches Qualitätskriterium diesem Lob zugrunde liegt. Nur literarisch leichte Kost lässt sich schnell konsumieren. Anspruchsvolle Literatur aber benötigt Lesezeit, und ab und an verlangt sie dem Leser auch noch Zeit zum Nachdenken ab. Bei diesem Buch ist diese Zeit nicht vonnöten. Die Botschaft ist von Anfang an klar. Die titelgebende Tiefe dient als Metapher für den Abgrund. Im Roman über den Seevermessungsingenieur Lars Tobiasson-Svartmann wird daher weniger die Tiefe des Meeres vermessen als vielmehr die Tiefe des menschlichen Abgrunds. »Lars Tobiasson-Svartmann dachte bei sich: Ich suche immer noch nach unbekanntem Grund in mir, nach nicht vermessenen Tiefen, unerwarteten Hohlräumen. Auch in mir selbst muß ich ein sicheres Fahrwasser kartographieren und bezeichnen« (S. 15).

Aber der Vermessungsingenieur, »der in der schwedischen Flotte Karriere gemacht hatte, mit dem Ehrgeiz, eines Tages die Hauptverantwortung für die Kartierung der geheimen militärischen schwedischen Fahrwasser übertragen zu bekommen« (S. 24), suchte zugleich – wenn auch nur auf einem Nebenschauplatz – nach Untiefen im Meer. Denn er war »eine Person, die unentwegt Abstände und Tiefen vermaß, in der äußeren Wirklichkeit ebenso wie in dem Meer, das in seinem Innern noch nicht kartiert war« (S. 24-25).

Es war im Herbst 1914, der erste Weltkrieg wüthete seit mehr als zwei Monaten, als Lars Tobiasson-Svartmann den Auftrag erhielt, »unverzüglich Kontrollmessungen der besonderen und vertraulichen militärischen Fahrwasser vorzunehmen, die Kalmarsund, den südlichen Teil, mit den nördlichen, mittleren und südlichen Einmündungen nach Stockholm verbinden« (S. 34). Noch war Schweden nicht in das Kriegsgeschehen verwickelt, doch es war nicht sicher, ob das Land seine neutrale Position würde halten können. Unentwegt tauchten

deutsche und russische Kriegsschiffe am Horizont auf. Umso wichtiger war die rasche Erledigung der Vermessungsaufgabe. So stand es daher im Auftrag: »Besonders bedeutsam sind die Kontrollmessungen der Sunde, Durchfahrten und übrigen Einmündungen, die 1898 und 1902 im Verhältnis zu dem für jeden Schiffstyp angegebenen größtmöglichen Tiefgang beim Leuchtturm von Sandsänkan verzeichnet sind. Als Basis für die Seevermessungen dient das Panzerschiff Svea. Meßschiffe werden das Kanonenboot Blenda sowie die notwendigen Barkassen und Wachboote sein« (S. 34).

Lars Tobiasson-Svartmann widmet sich dieser Aufgabe mit Akribie und Ausdauer, wobei er versuchte den näher rückenden Schlachtenlärm zu überhören, denn »die Meerestiefen zu kartieren erforderte eine große Ruhe, eine fast meditative Stille« (S. 36).

Mankell schildert den Seevermessungsingenieur anfangs als durchaus sympathisch wirkenden Mann, der seine Aufgabe sehr pflichtbewusst zum Wohle der Allgemeinheit verrichtet. Dennoch will man sich beim Lesen nicht recht mit dem Helden identifizieren, was sicherlich daran liegt, dass Mankell bei jeder Erwähnung den vollständigen Namen des Protagonisten Lars Tobiasson-Svartmann aufführt. Der Name wirkt wie eine Barriere, sodass keine Nähe aufkommt. Im Gegenteil, im Verlauf der Geschichte wächst die Distanz.

Nicht jeder Vermessungsingenieur taugt zur Romanfigur. Insofern ist ein gewisser Spleen bei diesem Helden nicht verwunderlich. Der Stolz auf das Vermessungsinstrument ist dabei noch gänzlich nachvollziehbar: In einem »speziell angefertigten Futteral aus Kalbsleder lag sein kostbarster Besitz. Es war ein Lot für präzise Seevermessung« (S. 13). Nach einigen Details zum Lot »aus Messing, hergestellt 1701 in Manchester von Maxwell & Swansons Marinetechnische Betriebe« (S. 13), ist dann allerdings zu lesen: »Wenn er nachts mit einer schwer faßbaren Unruhe aufwachte, stand er auf und holte das Lot hervor. Er nahm es mit ins Bett, preßte es an die Brust und schlief dann gewöhnlich wieder ein« (S. 13).

Ein seltsamer Held, der, einem Kinde gleich, sein Lot wie einen Teddy beruhigend an sich drückt. Da ist es eigentlich verwunderlich, dass sich einer, der am liebsten mit seinem Arbeitsgerät, mit seinem Ein und Alles, im Arm einschläft, plötzlich zwischen zwei Frauen wiederfindet. Aber genau das geschah. Während zu Hause in Stockholm seine Frau Kristina Tacker in einem spießigen Haushalt auf ihn wartete, traf er auf eine einsam auf einer Schäre lebende junge Witwe namens Sara Fredrika. Es war, was bei dem simplen Plot dann wahrlich nicht verwundert, Liebe auf den ersten Blick.

Solange sein Schiff vor der Küste lag, fuhr er noch vor der Arbeit täglich im Schutz des Frühnebels mit einem Ruderboot zu dem allein stehenden Haus auf der Schäre. Er erzählte Sara Fredrika, dass er ebenfalls verwitwet sei, seine Frau und sei-

ne (in Wahrheit noch ungeborene) Tochter seien bei einem Unfall ums Leben gekommen. Von nun an bereitete eine Lüge die andere vor.

Tagsüber ging Lars Tobiasson-Svartmann seiner Arbeit nach. Mankell verwendet immer wieder ein paar Absätze darauf, die Vermessungstätigkeiten zu schildern:

»In jedem Boot saßen drei Ruderer und ein Matrose, der die Senkleinen bediente.

Sie loteten entlang einer Linie, die sich südsüdwestlich von Sandsänkan erstreckte. Lars Tobiasson-Svartmann wollte herausfinden, ob es für Schiffe mit größerem Tiefgang möglich wäre, genau hier in den inneren Schären zu passieren, im Schutz der Felseninseln und der äußeren Schären.

Lotleinen wurden hinabgelassen und hochgeholt, die Tiefen wurden bestimmt und mit früheren Angaben kalibriert. Lars Tobiasson-Svartmann überwachte die Arbeit und gab Anweisungen, wenn es nötig war. Er ließ auch selbst das Messinglot ins Wasser gleiten. Die Ergebnisse wurden in einem Tagebuch notiert.

Das Meer war still. Es ruhte ein eigentümlicher Friede über den Booten, den Lotleinen, die hinabgelassen und hochgeholt wurden, den Zahlen, die ausgerufen, wiederholt und dann verzeichnet wurden. Die Ruderer bewegten die Ruder so leise, wie sie nur konnten. (...)

(...)

Langsam bewegten sie sich nach Westen. Die beiden Barkassen wurden mit gleichmäßigen, langsamen Schlägen auf parallelem Kurs gerudert, mit einem Abstand von fünf Metern« (S. 51-52).

Bei der Crew war Lars Tobiasson-Svartmann angesehen; sein gelegentlich scharfer Ton – »Ich werde keinerlei Schlamperei dulden« (S. 48) – tat dem Ansehen keinen Abbruch. Sein strenges, aber klares Kommando, das auch die Folgen schlechter Arbeit aufzeigte, kam gut an: »Unser Auftrag ist wichtig, die Zeiten sind unruhig, Kriegsflotten bewegen sich entlang unseren Küsten. Wir werden Nachmessungen der Teile des Fahrwassers vornehmen, das sich nördlich und südlich von diesem Punkt erstreckt. Es gibt dort keinen Spielraum für Irrtümer. Eine Fehlmessung von einem Meter kann den Untergang eines Schiffs bedeuten. Eine Untiefe, die nicht entdeckt oder auf einer Seekarte falsch positioniert ist, kann verheerende Konsequenzen haben« (S. 48).

Die Bedeutung des Auftrags klar vor Augen, hing die Arbeitsmoral hoch, bis zu dem Augenblick, da Lars Tobiasson-Svartmann aus einem nichtigen Grund einen Matrosen ohrfeigte. Doch bei diesem einen unkontrollierten Gewaltausbruch blieb es nicht. Einen Vorgeschmack auf die Art der bald überhand nehmenden aggressiven Brutalität lieferte eine Anekdote aus der Kindheit Lars Tobiasson-Svartmanns, der zufolge er als Junge Vögel einfieng, um ihnen mit einer Schere die Köpfe abzuschneiden.

Noch war Lars Tobiasson-Svartmann zurechnungsfähig und der Auftrag nicht zu Ende geführt.

Zwar hatten sie »21 Tage gearbeitet und drei Ruhetage eingelegt« (S. 75), und die Vermessung des Fahrwassers sollte bald abgeschlossen sein, doch »es gab ein Gebiet, das ihn beunruhigte. Es war eine schlecht kartierte Strecke, bei der es Hinweise auf dramatische Unregelmäßigkeiten am Meeresgrund gab. Aber waren es begrenzte Untiefen, die er unberücksichtigt lassen konnte? Oder gab es dort einen Unterwasserrücken, über den die Fahrwinne nicht führen durfte?« (S. 75).

So machten sie sich an die Arbeit. Und die Vorahnung kam selbstredend nicht von ungefähr.

»Kurz nach zehn meldete Ingenieur Welander, daß sie auf eine Erhöhung gestoßen waren. Im Abstand von 20 Metern verringerte sich die Tiefe von 63 Meter auf 19. Es schien, als hätten sie eine Felswand gefunden, die sich unsichtbar unter der Meeresoberfläche erhob. Lars Tobiasson-Svartmann versenkte sein eigenes Lot. Bei der letzten Messung 10 Meter achteraus hatte er bei 52 Metern den Meeresboden erreicht. Er hielt den Atem an und hoffte auf denselben Wert. Doch das Lot blieb bei 17 Metern stehen. Was er gefürchtet hatte, war eingetroffen. Sie waren auf einen Unterwasserbuckel gestoßen, der noch nicht kartiert war.

Das Meer hatte seine Stimme erhoben und sich gewehrt.

Statt entlang der eingeschlagenen Linie fortzufahren, verlangte er Messungen quer zum bisherigen Kurs der Barkassen. Sie mußten herausfinden, ob es ein langgestreckter Felsrücken war oder nur ein begrenzter steinerner Hügel. Sie maßen in Intervallen von drei Metern und riefen einander die Ergebnisse zu. Welander trug die Werte 19, 16, 15 ein, dann plötzlich 7 Meter, danach nochmals 7, dann 4, und einen weiteren Sprung bis auf 2 Meter. Die Tiefe pendelte auf einer Strecke von 100 Metern zwischen 2 und 3 Metern.

Lars Tobiasson-Svartmann erzielte dieselben Ergebnisse. Es handelte sich um eine nicht unbedeutende Erhebung auf dem Meeresboden. Sie waren auf eine Untiefe gestoßen, die aus irgendeinem Grund nie richtig kartiert worden war« (S. 79).

Bald darauf kamen die Vermessungen zum Abschluss: »Zum letzten Mal ließ er sein Lot auf den Grund sinken. Wieder verspürte er die schwindelerregende Hoffnung, einen Punkt zu finden, wo es keinen Boden gab, den Punkt, an dem sein ganzes Leben sich auflösen und verändern, zugleich aber auch einen Sinn erhalten würde. Das Lot blieb bei 19 Metern stehen. Er machte die letzte Aufzeichnung. 5346 Male hatte er das Lot ins Wasser getaucht, seit sie mit ihrer Arbeit begonnen hatten« (S. 131-132). Das Ergebnis der Arbeiten war: »Die neue Fahrwinne sollte das nord-südliche Fahrwasser um eine gute Seemeile verkürzen. Außerdem würden die Schiffe früher in die inneren Schären gelangen, wo sie vor tückischen Treibminen oder Angriffen von U-Booten sicher waren« (S. 126).

Nun musste Lars Tobiasson-Svartmann nach Stockholm zu seiner hochschwangeren Frau zurückkehren. Kurz nach seiner Ankunft in der Haupt-



stadt wurde ihm eine Tochter geboren, die er gegenüber seiner Geliebten auf der Schäre ja schon vorweggenommen totgelogen hatte. Da war es nur folgerichtig, dass er sich dieser Tochter nie annahm. Alles wurde ihm zu viel. Er ersann neue Lügen, um von seiner Familie wegzukommen. Ein weiterer Geheimauftrag musste herhalten, um seine neuerliche Abwesenheit zu erklären.

So machte er sich auf den Weg über das Eis der zugefrorenen Ostsee, stapfte bis hin zu der Felseninsel, wo Sara Fredrika, wie er annahm, auf ihn wartete. Doch sie wartete gar nicht, sie hatte Gesellschaft von einem deutschen Deserteur bekommen. In Lars Tobiasson-Svartmann erwachte eine rasende Eifersucht.

Bis zu diesem Ereignis ist etwa die Hälfte des Romans erzählt. Vermessungsszenen kommen keine mehr vor. Dafür nähert sich das Leben Lars Tobiasson-Svartmanns zusehends seinem Tiefpunkt. Die Handlung gleicht immer mehr der eines Kriminalromans. Da bleiben die Opfer nicht aus: Ein aus dem Hinterhalt heraus krankenhauserreif geschlagener Schwiegervater, ein ermordeter Konkurrent in Gestalt des deutschen Deserteurs und zwei unglückliche Frauen – Kristina Tacker landete in einer Nervenheilanstalt, Sara Fredrika konnte sich mit der neugeborenen Laura, auch sie ein Kind des Seevermessers, davonstellen.

Meine Kritik

Warum nun bin ich, ganz abgesehen von der Handlung, die mich nicht anspricht, so enttäuscht von dem Roman? Seit Jahren durchforste ich die Belletristik nach Büchern, in denen ein Vermesser auftaucht. Die Liste der Fundstellen ist mittlerweile unvermutet lang. Doch nur selten kommt es vor, dass der Vermesser die Hauptrolle spielt. Darunter allerdings sind Meilensteine der Literaturgeschichte: Vorneweg *Das Schloß* von Franz Kafka, gefolgt von *Mason & Dixon* von Thomas Pynchon. Natürlich existieren auch Bücher mit Vermessern, die weniger lange Bestand haben werden: *Der Vermesser* von Clare Clark oder, allseits bekannt, *Die Vermessung der Welt* von Daniel Kehlmann. *Tiefe* dagegen ist das erste Buch, in dem die Hauptrolle gar einem Hydrographen zufällt. Dies schon vor der Lektüre wissend, war meine Erwartung an das Buch entsprechend hoch. Und tief war dementsprechend meine Enttäuschung, als ich, noch immer lesend, allmählich gewahr wurde, dass dieses Werk in kein bedeutendes Literaturlexikon aufgenommen werden würde, noch gar zur Schullektüre erklärt würde.

Gleichwohl kommen andere Kritiker zu dem Urteil, bei *Tiefe* handele es sich um ein »tiefenpsychologisches Meisterwerk« (Barbara Raudszus auf egotrip.de, Abruf vom 1. Mai 2009) oder um ein »ambitioniertes und in jeder Hinsicht profundes Buch über die Untiefen der menschlichen Seele« (Denis Scheck im *Tagesspiegel* vom 10. April 2005). Auch der Klappentext verspricht (dabei eine Kritik von Susanne Kunckel in der *Welt am Sonntag* vom

6. März 2005 zitierend), mit *Tiefe* sei Mankell ein »differenziertes Psychogramm« gelungen.

Ich halte dem entgegen, dass ich keinen pathologischen Lügner kennenlernen wollte, keinen heimtückischen Verbrecher, auch keinen kaltblütigen Mörder. Mich interessierte in diesem Buch etwas anderes, nämlich die, wie ich dachte, zu erwartende Charakterstudie eines Hydrographen.

Diese Charakterstudie habe ich in *Tiefe* nicht gefunden. Das Buch vermittelt nicht, was den Wesenszug eines Seevermessers ausmacht. Ich selbst, immerhin ausgebildeter Geomatik-Ingenieur und Hydrograph, finde mich in der Hauptfigur nicht wieder. Dabei ist die Reflexion des eigenen Selbst doch ein wesentlicher Antrieb zum Lesen. Indem man sich im Text gespiegelt sieht, indem es gelingt, das Geschehen auf sich zu projizieren, lernt man sich selbst besser kennen.

Natürlich gibt es noch zahlreiche andere Gründe zum Lesen: Einerseits liest man, um sich selbst zu verstehen, andererseits, um andere zu verstehen. Lesen fördert das Einfühlungsvermögen. Gute Literatur erklärt die Welt. Man liest, um sich anregen zu lassen. Man liest von Sorgen und Nöten, und wie man damit umgeht. Lesend erlebt man, was man in der Wirklichkeit nicht erleben kann. – Aber einen Mord, fällt mir im Zusammenhang mit diesem Buch ein, will ich gar nicht begehen. Und erleben, wenn auch nur lesend, wollte ich ihn recht besehen auch nicht. Immerhin das bringt die Lektüre eines Krimis neben dem Unterhaltungsaspekt mit sich: Die Erkenntnis, nicht zu denken und zu fühlen wie ein Mörder.

Ist die Beschreibung eines Mordes eigentlich verantwortungsvolle Literatur? Ich weiß es nicht, muss mich allerdings auch nicht weiter mit der Frage auseinandersetzen, weil ich nicht vorhabe, einen Krimi zu schreiben. Allerdings vermute ich, dass es mehr Krimis gibt als Mörder. Und da stellt sich dann schon die Frage, wie viele Mörder lesen und wie viele sich, durch einen Krimi inspiriert, zum Mord veranlasst sehen. So weit die Frage auch hergeholt zu sein scheint, sie ist von Interesse, weil ich doch mit ziemlicher Gewissheit behaupten kann, dass es mehr Hydrographen gibt als Bücher über Hydrographen. Wenn ich nun die Frage von den Mördern auf die Hydrographen übertrage, so lautet die nicht etwa, wie viele Hydrographen lesen und wie viele sich durch einen Krimi zum Mord inspirieren lassen. Die Frage lautet vielmehr: Wie viele Leser lassen sich durch die Lektüre eines Buchs über einen Hydrographen in ihrer Berufswahl beeinflussen? Leider wird die Zahl sehr gering bleiben. Umso wichtiger wäre, dass der Beruf positiv dargestellt wird, so wie er tatsächlich auch ist, und nicht, wie bei Mankell, mit einer negativen Assoziation. Im nächsten Roman über einen Hydrographen könnte, wenn schon ein Mord geschehen muss, der Hydrograph die im See versenkte Leiche mit Hilfe modernster Technik finden ...

Mein im Grunde genommen unfairer Kernwurf gegen den Roman, der nur durch die Vorrede

gerechtfertigt ist, wonach jede Kritik eines Lesers, der ja individuell beeinflusst ist, subjektiv verstanden werden muss, ist, dass der vorgestellte Hydrograph nicht als Hydrograph in die Geschichte eingeht, sondern als Mörder charakterisiert wird. Leser, die einem anderen Beruf nachgehen, würden diesen Vorwurf wohl kaum formulieren, weswegen mir nur die Hoffnung bleibt, dass sie ihn zumindest nachvollziehen können.

Natürlich könnte ich, das Ganze aus einem anderen Blickwinkel betrachtend, auch von Dank erfüllt sein darüber, dass endlich ein Schriftsteller den Hydrographen entdeckt hat, ja sogar, wenn auch nur am Rande, die Hydrographie zum Thema macht. Immerhin wird in dem Buch sehr deutlich gesagt, weshalb die Vermessung der Meere notwendig ist. Selbst die naive Frage all derjenigen, die nicht für das Thema sensibilisiert sind, wird nicht ausgespart: »Kann sich wirklich am Boden so viel verändern, daß es noch mal vermessen werden muß?« (S. 208). Die Antwort folgt prompt: »Es geht um die Schiffe (...), ihren zunehmenden Tiefgang, die Forderung nach breiteren Fahrinnen« (S. 208). Diese Begründung wird, nur leicht variiert, an einigen weiteren Stellen im Buch erneut aufgeführt. Dopplungen, gar mehrfache Wiederholungen zeichnen die Szenen aus, in denen tatsächlich der Meeresgrund vermessen wird. Fast erlangt man den Eindruck, der Autor selbst müsse sich den einmal erkannten Grund immer wieder in Erinnerung rufen – ähnlich wie ein Student, der sein Studienfach geistig noch nicht ganz durchdrungen hat. Das hat natürlich auch sein Gutes: Auf diese Weise versteht auch der unbedarfte Leser, wozu ein Seemesser da ist.

Natürlich könnte ich versuchen, das Ganze so zu sehen. Doch ich sehe es anders. Durch die Lektüre von *Tiefe* erhärtete sich einmal mehr mein Verdacht, dass die Figur des Vermessers in manchen Romanen nur missbraucht wird. Die Schriftsteller bedienen sich der Doppeldeutigkeit des Begriffs »vermessen«. Es geht gar nicht nur um das Messen, das komplexe Ausmessen, sondern es geht um das falsch Gemessene, um das vermessene Anliegen.

Mankell liebt das Spiel mit der doppelten Bedeutung. Die Tiefe, die Lars Tobiasson-Svartmann gerade noch ausgelotet und beziffert hat, also der Abstand zwischen Wasseroberfläche und Gewässergrund, wird am Ende des Romans zum singulären Punkt auf dem Grund, zum tiefsten Abgrund, auf den einer sinken kann. An diesem Punkt endet das langsame Hinabsinken, endet das Leben Lars Tobiasson-Svartmanns. Andere schaufeln ihr eigenes Grab, Lars Tobiasson-Svartmann hat sein eigenes Grab vermessen. Der Traum kurz vor dem suicidalen Ende liest sich so: »Es war eine unbekannte Tiefe, die er entdeckt hatte, und schon während er mit dem Lot in den Händen langsam hinabsank, wußte er, daß sich der Meeresboden auf 15 345 Metern befand. Es war eine schwindelnde Tiefe, und darin verbarg sich ein Geheimnis. Ganz da unten gab es eine Welt und ein Leben, die dem

entsprachen, was er selbst lebte« (S. 230). 15 345 Meter – hatte sich Lars Tobiasson-Svartmann bei seiner entscheidenden Vermessung etwa vermessen? Oder war es nur ein vermessener Wunsch? So tief jedenfalls konnte in der Ostsee nicht einmal er sinken.

Letzte Kritik

Vielleicht ist es mein gekränktes Berufsethos, das mich diese »persönliche« Kritik so formulieren ließ. Daher will ich wenigstens ein passant noch positiv erwähnen, dass die Darstellung des Lügengeflechts, in das der Protagonist mitsamt den Leidtragenden verwickelt war, literarisch sehr wohl gelungen ist.

Doch ich bin mit meiner Kritik noch nicht am Ende angelangt. Was von vielen Lesern sicherlich unbemerkt bleibt, ist, dass viele Sätze nicht so funktionieren wie sie eigentlich sollten. Sowohl die Grammatik als auch die Wortwahl lassen an der einen oder anderen Stelle zu wünschen übrig. Nur drei Beispiele, die allesamt bereits weiter oben zitiert wurden:

1. Fehlerhafte Grammatik: »Kriegsschiffe bewegen sich entlang unseren Küsten« (S. 48). Richtig müsste es heißen: »... entlang unserer Küsten« (Genitiv) oder umgangssprachlich »... entlang von unseren Küsten« (Dativ), denn die zugrunde liegende Regel besagt, dass die Präposition »entlang« den Genitiv oder den Dativ regiert. Steht »entlang« jedoch in Poststellung, wird der Akkusativ benötigt; dann hieße es: »... unsere Küsten entlang«.

2. Fehlerhafte Wortwahl: »Die Tiefen wurden bestimmt und mit früheren Angaben kalibriert« (S. 51). Richtig könnte es heißen: »Die Tiefen wurden bestimmt, die ermittelten Werte wurden mit früheren Angaben verglichen. Anschließend wurde das Messgerät kalibriert.« Tiefen jedoch kann man genauso wenig kalibrieren wie ein Schnurlot.

3. Fehlerhafte Grammatik: »Im Abstand von 20 Metern verringerte sich die Tiefe von 63 Meter auf 19. (...) Bei der letzten Messung 10 Meter achteraus hatte er bei 52 Metern den Meeresboden erreicht« (S. 79). Richtig und vollständig müsste es heißen: »... verringerte sich die Tiefe von 63 Metern auf 19 Meter.« Denn die Deklination von »das Meter« sieht im Dativ Plural »den Metern« vor und im Akkusativ Plural »die Meter«. Pro behalber kann man sagen: »... verringerte sich die Tiefe von (den) 63 Metern auf (die) 19 Meter«. Nach genau diesem Muster heißt es ja auch: »... hatte er bei 52 Metern den Meeresboden erreicht« (wobei man sich natürlich fragen kann, warum er und nicht das Lot den Meeresboden erreicht hatte – aber das ist ein anderes Thema). Gleichzeitig existiert jedoch eine weitere Regel, wonach Maß- und Mengenbezeichnungen mit Genus Maskulinum und Neutrum eine formale Besonderheit aufweisen. In Messkonstruktionen treten sie nur in der Singularform auf; so heißt es: hundert Gramm Mehl oder drei Meter Faden. Nach dieser Regel wäre zu erwarten, dass das Dativ-Plural-n in der obigen

In den nächsten Ausgaben:
Umberto Eco,
Bruce Chatwin,
Frank Schätzing,
John Griesemer ...



Konstruktion fehlt, es also doch richtig heißt »... verringerte sich die Tiefe von 63 Meter auf 19 (Meter)«. Tatsächlich sieht die Duden-Grammatik diese Ausnahme vor und erlaubt beide Varianten. Dann müsste es aber auch heißen: »... hatte er bei 52 Meter den Meeresboden erreicht«. Einheitlichkeit, diese wichtigste Forderung – nicht nur in technischen Texten, sondern auch in literarischen Werken – ist hier nicht erfüllt.

Sind diese Fehler nur Flüchtigkeit? Oder handelt es sich dabei um Übersetzungsfehler? Auf jeden Fall ist es schlampig! Einerlei, ob vom Autor, von der Übersetzerin oder vom Lektorat.

Es hat einen Grund, weshalb ich diesen Fehlern hier so viel Platz einräume. Ein Schriftsteller – der Ausdruck sagt es bereits – stellt den Lesern eine Schrift zur Verfügung. Aus dieser Schrift kann der Leser schöpfen, was ihm gefällt. Das kann nur ein besonders gelungener Satz sein, das können aber

auch Formulierungsmuster sein. Als Leser von *Tiefe* läuft man allerdings Gefahr, diese fehlerhaften Formulierungen zu übernehmen.

Trotz der Kritik ...

Im Stile eines Großkritikers müsste ich abschließend daher ausrufen: »Lesen Sie dieses Buch nicht!« Doch ich sage etwas anderes: Jedes Buch, das einen Hydrographen vorstellt, ist eine Bereicherung. Wenn ich eingangs darlegte, dass jede Lektüre, auch die Lektüre von Sekundärliteratur, den Leser in seiner Wahrnehmung beeinflusst, so gilt dies auch am Ende dieser Kritik. Mankells Roman, der »zwar tiefgründig wirken soll, es aber eigentlich gar nicht ist« (Kolja Mensing in der *FAZ* vom 30. April 2005), kann aufgrund der durch diese Buchbesprechung herabgesetzten Erwartungshaltung doch mit Gewinn gelesen werden. □

Hydrographie in den Medien

Eine Presseschau von *Lars Schiller*

Welche Rolle spielt die Hydrographie im täglichen Leben? Wie wird unsere Arbeit von der Gesellschaft wahrgenommen? In der Presseschau greifen wir aktuelle Themen auf und beobachten, wie diese in den einzelnen Artikeln journalistisch umgesetzt werden.

Diesmal lauschen wir dem Presseecho auf das IHSC vom August 2008. Anschließend

werfen wir einen Blick in die Zeitungen von Februar bis Juni 2009. In den Nachrichten waren diesmal: Satelliten und Unterwasserroboter, die Vermessung des Plöner Sees, des Topplitzsees und der Elbe und – ganz aktuell – das Flugzeugunglück vor Brasilien.

IHSC | Archäologie | Eisendüngung | Klimawandel | KLIWAS | Gamburzew-Gebirge | Goce Geopotenzial Deutsche Nordsee | Plöner See | Windpark | Wasserleiche | ADCP | Georg von Neumayer UN-Meereskonferenz | Müll | Wracksuche | ROV | AOV | Air-France-Absturz | Topplitzsee | Höhenanschluss

International Hydrography Summer Camp

Am 22. August 2008 titeln die *Flensburger Nachrichten* »Hydrographen wollen mehr zeigen, als man sehen kann«. Im Bericht über das von der HCU veranstaltete International Hydrography Summer Camp an der Schlei (siehe auch den Beitrag ab Seite 6 dieser Ausgabe) wird zunächst grundsätzlich erklärt, »was Hydrographen machen«: nämlich »Detektivarbeit«. Sie wollen bestmöglich das abbilden, was sie nicht sehen können.

Der Korrespondent war zusammen mit den Studenten an Bord des Vermessungsschiffs, das mit »modernster GPS-Peilung (mit der die Position auf den Zentimeter genau bestimmt wird)« ausgestattet sei und das außerdem noch über »Instrumente zur Lagewinkelbestimmung und ein Magnetometer zur Messung von Störungen im Erdmagnetfeld« verfüge. »Prunkstück« aber sei das Fächerecholot, das »100 Messungen gleichzeitig« schaffe, »und das 40-mal pro Minute«, sodass man innerhalb von nur einer Minute »240 000 Messdaten« erhalte.

Während der Messfahrt galt der Blick des Korrespondenten den Monitoren, »die anzeigen, was die Instrumente des Forschungsbootes auf dem Boden der Schlei messen«. Nach der Messfahrt

würde dann bei der Auswertung der »Datenfülle« – wiederum auf Monitoren – sichtbar, »was im Boden der Schlei steckt«.

Entdeckt wurde »neben mehreren Wracks und noch unbekanntem Objekten« auch ein Teil der Seesperre, die »im Zusammenhang mit dem Damerwerk entstanden sein dürfte«. Diese Relikte in der Schlei beschäftigen Archäologen schon lange. Und so trägt die Hydrographie dazu bei, die Vergangenheit etwas besser zu verstehen. Die Archäologen seien »froh über die neuen Daten durch das Camp der Hydrographen«. Diese stellten einen ganz wertvollen Beitrag dar, »um die hölzernen archäologischen Relikte und ihre Gefährdung besser beurteilen zu können«.

Die *Schleswiger Nachrichten* berichten am selben Tag ebenfalls vom International Hydrography Summer Camp. Eine »wissenschaftliche Arbeitsgruppe«, heißt es in der Einleitung, »sucht und untersucht (...) archäologische Denkmäler auf dem Grund der Schlei und unterstützt dadurch die Arbeit des Archäologischen Landesamtes«.

Auch hier gilt wieder der erste Blick dem Vermessungsboot, das zwar nicht gerade schön sei, aber im Hinblick auf die Funktionalität »zur Spitzenklasse« gehöre. Dies drücke sich in der »Ansammlung

Quellen:

- Flensburger Nachrichten – Hydrographen wollen mehr zeigen, als man sehen kann; Flensburger Nachrichten vom 22. August 2008
- Schleswiger Nachrichten – Den Geheimnissen der Schlei auf der Spur; Schleswiger Nachrichten vom 22. August 2008
- ...